

MONIKA MANSOUR

# **DIE WAHRHEIT RUHT IM SEMPACHERSEE**

*Kriminalroman*

emons:



© Emons Verlag GmbH  
Cäcilienstraße 48, 50667 Köln  
info@emons-verlag.de  
www.emons-verlag.de  
Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: Raphael Hirtenfelder, mit freundlicher Genehmigung  
im Rahmen des Fotowettbewerbs von Sempachersee-Tourismus

Umschlaggestaltung: Nina Schäfer, nach einem Konzept  
von Leonardo Magrelli und Nina Schäfer

Umsetzung: Tobias Doetsch

Gestaltung Innenteil: DÜDE Satz und Grafik, Odenthal

Druck und Bindung: sourc-e GmbH

Printed in Europe 2026

ISBN 978-3-7408-2638-3

Originalausgabe

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen  
insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß  
§ 44b UrhG (»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.

Für Essam



## EVA

*Im Nebel verloren,  
bleibt nur die Einsamkeit.  
Unter dem Wasserspiegel ist es die Stille,  
die nach mir schreit.*

Vorsichtig schlage ich die Bettdecke zurück. Der schwache Lichtschein meines Handydisplays fällt auf Cem, der neben mir eingerollt schläft, genüsslich kauend und mit einem zufriedenen Lächeln im Gesicht. Vermutlich träumt er von dem saftigen Lammspieß, der am Abend auf den Tisch hätte kommen sollen. Mein Fehler. Die E-Mail hatte mich abgelenkt, und das Fleisch verkohlte, während Cem mit den Jungs in der Garage Alains Fahrradkette reparierte.

Sanft streiche ich ihm über die Wange und steige aus dem Bett, schleiche auf Zehenspitzen aus dem Schlafzimmer und gehe in die Küche, um die Nachricht auf WhatsApp nochmals zu lesen, die mich geweckt hat. Es ist zwei Uhr nachts.

Endlich.

Die Nachricht ist kurz: ein Ort und eine Uhrzeit. Der Absender ist WB. Er will reden. Ich darf keine Zeit verlieren. Er warte eine halbe Stunde, länger bleibe er nicht, schreibt er. Seine Angst ist spürbar.

Soll ich Cem aufwecken, damit er mitkommt? Aber dann wären die beiden Jungs allein im Haus. Alain schläft manchmal schlecht und kommt mitten in der Nacht unter unsere Bettdecke gekrochen. Nein, Cem muss hierbleiben, auch damit mein Informant das Vertrauen in mich nicht verliert. Ich werde bald zurück sein und hinterlasse Cem eine Notiz auf dem Küchentisch: *Treffe Informanten am Sempachersee*. Würde ich es ihm persönlich sagen, würde er mich nicht gehen lassen, auch wenn ich ihm versichere, dass das Treffen ungefährlich ist.

Leise ziehe ich mir in der Waschküche eine Jeans und einen alten, weiten Pullover über, schlüpfe in die Winterboots und schnappe mir meine Daunenjacke von der Garderobenstange. Um den Hals wickle ich mir den scharlachroten Strickschal. Durch den Lagerraum gelange ich direkt in die Doppelgarage und steige in meinen Audi. Das Garagentor öffnet sich leise per Fernbedienung. Hoffentlich weckt das Geräusch niemanden auf. Ich hasse es, wenn Cem sich Sorgen macht, sein Beschützerinstinkt ist süß, aber manchmal anstrengend und übertrieben.

Ich weiß, was ich tue. Hoffe ich zumindest ...

Draußen ist es finster. Ein Hauch Schnee liegt in den Gärten der Einfamilienhäuser unseres Quartiers in Kriens. Zum Glück ist die Straße frei. Das Navigationsgerät brauche ich nicht. Ich kenne das Caribbean Village in Nottwil, direkt am Sempachersee. Letzten Sommer war ich mit Cem ein paarmal an der Beachbar dort. Natürlich ist Anfang Dezember kein tropisches Feeling zu erwarten. Im Winter ist das Caribbean Village geschlossen.

Hat mein Informant deshalb diesen Treffpunkt gewählt? Endlich ist er bereit, mit der Staatsanwaltschaft zusammenzuarbeiten. Ich verstehe seine Angst. Ich werde ihn beruhigen und zu einer Aussage bewegen. Ich bekomme meist, was ich will, denke ich, während ich auf die A 2 Richtung Luzern und Bern auffahre und das Radio einschalte.

Weihnachtsmusik: »Silent Night« von Sinéad O'Connor. Die Autobahn ist ebenfalls still und dunkel, Nebel umhüllt die Strecke, für einen Moment fühle ich mich wie die einzige Person auf diesem Planeten.

Zwanzig Minuten später parke ich beim verlassenen Caribbean Village. Ich bekomme von WB eine neue Nachricht. Er will mich am Ufer beim Steg treffen, also nicht im Village.

Ich gehe unter der Fußgängerunterführung des Bahnhofs Nottwil durch und auf den See zu. Ein eisiger Wind bläst mir ins Gesicht, und ich ziehe den Kragen meiner Jacke hoch. Die Temperaturen sind unter null gefallen, der Boden ist ge-

froren, und meine Schritte knirschen über die Wiese, auf der sich im Sommer die Badegäste sonnen. Zweifel kommen auf. Hätte ich Cem doch mitnehmen sollen? Unsinn. Ich weiß, dass mein Informant nicht gefährlich ist, und er braucht die Sicherheit der Dunkelheit, die Abgeschiedenheit dieses Ortes, um zu reden. Für ihn geht es um seinen Job, vielleicht um mehr. Oberstaatsanwalt Bruno Kernen habe ich bisher nichts von diesem möglichen Fall erzählt. Das war WBs Bedingung, damit er mit mir in Kontakt bleibt. Offenbar reicht die Sache bis in hohe politische Kreise. Deshalb habe ich das Dossier vorerst auf eine private Cloud ausgelagert, auf die nur ich Zugriff habe. Wenn ich heute Nacht die erhofften Informationen erhalte, werde ich morgen einen Fall eröffnen, einen richtig großen Fall. Meine Handflächen kribbeln. An Ehrgeiz und Zielstrebigkeit hat es mir noch nie gemangelt.

Da ich einzig WBs Funktion in der Firma, nicht aber seinen Namen kenne, rufe ich ein vorsichtiges »Hallo« in die Leere, als ich das Ufer erreiche. Niemand ist zu sehen. Der Mond scheint schwach auf den Sempachersee, der Nebel über dem Wasser ist so dicht, dass die Lichter auf der anderen Seeseite nicht zu sehen sind. Nur die Stille ist bei mir.

Das Holz ächzt unter meinen Schritten, als ich vorsichtig hinausgehe. Am Ende des Stegs liegt ein Ruderboot vertäut. Ich will mich umdrehen und zurückgehen, da vibriert mein Handy. WB hat mir erneut geschrieben. Ich öffne die Nachricht.

*Wir treffen uns auf dem See. Folge dem Licht.*

Ich soll auf den See hinausrudern? Ein Scheinwerfer leuchtet auf dem Wasser auf, dessen Licht sich im Nebel diffus zerstreut. Ich soll tatsächlich auf den See hinaus. Mein Blick fällt auf das Ruderboot. In dieser Nusschale? Ich wäge Pro und Kontra ab und antworte WB, fordere ihn auf, sich mit mir am Steg zu treffen.

Eine Minute später antwortet er. *Zu riskant*, schreibt er.

Man könnte uns belauschen. Nur auf dem See könne er die Wahrheit sagen und die Beweise übergeben.

Ist das eine Falle? Nein, das kann nicht sein. Wir sind diskret miteinander in Kontakt gestanden. Und dies ist kein Fall von organisiertem Verbrechen oder kriminellen Tätern – es geht bloß um ...

Mein Handy vibriert erneut.

*Zehn Minuten warte ich. Wenn Sie nicht kommen, tauche ich ab.*

Das darf nicht passieren. Vier Monate heimliche Arbeit liegen hinter mir. Dieser Moment zählt. Ich bin dabei, einen Umweltskandal aufzudecken, der länderübergreifend ist. Bisher habe ich niemandem davon erzählt, weil ich selbst nicht glauben kann, was sich vor unseren Augen abspielt. Es ist leichtsinnig, WB auf dem See zu treffen, doch die Sache wert. Cem wird mir morgen sowieso eine Standpauke halten, ist nicht die erste.

Das Ruderboot schaukelt, als ich einsteige. Wenigstens liegt eine Decke bereit. Ich lege sie mir über die Beine, löse das Seil und rudere auf das Licht zu. Ich brauche einige Anläufe, bis ich den Dreh raushabe. Es ist das erste Mal, dass ich ein Boot rudere.

Das Seewasser ist absolut ruhig, verströmt aber eine Kälte, die mich schaudern lässt. Neben mir liegt eine Scheinwerferlampe. Ich schalte sie ein und leuchte damit auf das Licht, das sich ebenfalls in Bewegung setzt. Ich höre einen leisen Motor. Das Licht lotst mich auf den See hinaus. Nach zehn Minuten Rudern ist mir zwar warm, doch meine Finger fühlen sich wie Eisklumpen an. Warum habe ich keine Handschuhe mitgenommen? Cem hat mir letzte Woche ein neues Paar gekauft, weil ich schnell friere. Ich lächle bei dem Gedanken an ihn. Einen besseren Ehemann könnte ich mir nicht wünschen.

Da fällt mir ein, Denis hat am Montag nach der Schule den



Termin beim Zahnarzt. Hoffentlich schaffe ich es bis fünf aus dem Büro der Staatsanwaltschaft, denn Cem hat Spätschicht bei der Kripo. Danach will Denis mit mir ins Shopping-Center, um Weihnachtsgeschenke für Alain und Cem auszusuchen. Er ist immer der Erste, wenn es um Geschenke geht. Einen Vorteil hat es für die beiden, dass ihr Vater ein Muslim und ihre Mutter katholisch ist, sie haben doppelt so viele Feiertage wie andere Kinder. Wie die Zeit vergeht. Im Februar wird Alain acht, und Denis, unser zehnjähriger Adoptivsohn, scheint beinahe erwachsen. Ich lächle, das vertreibt die Kälte. Für Cem habe ich vor Wochen ein Geschenk in Auftrag gegeben. Es wird hoffentlich pünktlich an Weihnachten geliefert. Ich bin sicher, es gefällt ihm.

Das Boot schaukelt, und ich konzentriere mich erneut auf das Rudern, versuche, die Nusschale im Gleichgewicht zu halten. Wie weit will WB mich noch auf den See hinausführen?

Erleichtert stelle ich fest, dass das Licht vor mir zum Stillstand kommt.

Ich mache die nächsten Ruderzüge, um aufzuschließen, als ein Motorengeräusch die Stille zerreißt, direkt vor mir, dort, wo das Licht ist. Nein, hier draußen gibt es keine Autos. Das muss ein Boot sein. Ein Boot mit einem verdammt starken Motor. Um diese Zeit?

Ich halte den Atem an.

Perplex starre ich auf den Scheinwerfer vor mir, denn plötzlich flammen zwei weitere, viel stärkere Lichter daneben auf.

Was zur Hölle ...?

Ich höre, wie starke Außenmotoren sich ins eisige Wasser fressen. Das ist niemals ein kleines Motorboot. Es muss ein Schnellboot sein, mit einer ganzen Herde an Pferdestärken ausgerüstet. Die Lichter rasen direkt auf mich zu.

»Hey!« Ich greife nach meiner Scheinwerferlampe und winke hektisch damit. Der muss wissen, dass ich hier bin. WB hat geschrieben, ich solle dem Licht folgen ...

Oh mein Gott! Das ist ...

Mir bleibt keine Zeit für eine Erklärung. Die Vibration der

Motoren durchdringt meinen ganzen Körper. Da rast eine Höllenmaschine auf mich zu.

Ich packe die Ruder und versuche auszuweichen, aber gegen ein Schnellboot habe ich keine Chance. Ich lasse die Ruder fallen.

Das Boot wird mich rammen.

Entsetzt blicke ich mich um. Soll ich springen? Das Wasser hat nur wenige Grad, das Ufer ist zu weit entfernt, und ohne Licht habe ich keine Orientierung.

Gott steh mir bei.

Mein Herz pocht wild, mein Atem geht stoßweise, meine Hände zittern. Das Handy! Es ist in meiner Jackentasche. Kann ich Hilfe rufen?

Cem?

Nein.

Dafür bleibt mir keine Zeit.

Das Boot ist viel zu nah.

Viel zu schnell.

Nur Sekunden bleiben bis zum Zusammenstoß.

Drei ...

Denis.

Zwei ...

Alain.

Eins ...

Cem!

Der Aufprall schleudert mich in die Luft. Ich rudere mit den Armen, höre das splitternde Holz des Bootes. Der höchste Punkt meiner Flugbahn ist erreicht, dann falle ich durch den Nebel auf das eiskalte Wasser zu. Der harte Aufschlag presst mir die Luft aus den Lungen. Innerhalb von Sekunden sind meine Kleider und die Schuhe vollgesogen und ziehen mich in die Tiefe des Gewässers, als würde eine Hand mich festhalten. Die Kälte schneidet in meine Haut. Ich will schreien, was unmöglich ist. Adrenalin jagt durch meinen Körper. Panik raubt mir den Verstand.

Wie konnte ich so leichtsinnig sein?

Was wird aus meinen Jungs?  
Und wie wird Cem ohne mich weiterleben?  
Ich habe mich nicht einmal verabschiedet.  
Ihm bleibt nur diese blöde Notiz auf dem Küchentisch.  
Nein, ich darf nicht sterben.

Ich schlage verzweifelt mit den Beinen, versuche, an die Oberfläche zu schwimmen, doch der Strudel zieht mich tiefer herab. Instinktiv weiß ich, dass ich verloren bin.

Die Kälte ist gnädig. Sie raubt mir das Bewusstsein, bevor die Lungen sich mit Seewasser füllen.

So sterbe ich also, allein in dieser Eishölle. Die Wahrheit über meinen Tod wird im Sempachersee ruhen und nie an die Oberfläche dringen. Denn ich habe keine Spuren hinterlassen, keine Hinweise notiert, die meinen Tod erklären könnten.

Cem!

Cem.

Cem ...

»Da vorne sind sie«, rief Cem seinem Kollegen Hans Peter Banz zu, der auf der anderen Straßenseite den beiden Flüchtigen hinterherrannte, die Hans-Holbein-Gasse hinauf. Es war zehn nach fünf an diesem Donnerstagmorgen, doch die Gassen der Luzerner Altstadt waren dermaßen belagert, dass es kein Durchkommen gab. Die jubelnden Menschen, die sich Cem und seinen Kollegen von der Luzerner Kripo in den Weg stellten, waren Hexen, Clowns, Fabelwesen oder Gestalten mit bunten Gesichtern: Glitzernde Schmetterlinge und Blumen waren ihnen auf die Wangen gemalt, und sie trugen bunte Straßenkleider: Satin in Gold und Silber, Tüll in Grün, Gelb und Pink, Samt in Schwarz und Kobaltblau, Organza mit Sternen und Glitzer verziert, ergänzt durch Federn, Fellimitat und Strass, und auf den Köpfen Masken aus Pappmaché. Es gab keine Grenzen der Kreativität. Die Kostüme waren ausgefallen und fröhlich oder düster und schräg.

Cem fluchte und drängte eine Gruppe johlender Krokodile und Kaminfeger zur Seite.

Vor zehn Minuten hatte auf dem Kapellplatz der Urknall die Luzerner in die fünfte Jahreszeit katapultiert, die Stadt in Freude und Leben getaucht, in bunte Farben, Gelächter, Gesang und Musik. Die Fasnächtler tanzten, tranken, genossen das Leben, trotzten den tiefen Temperaturen und vergaßen den Alltag. Es herrschte Ausnahmezustand.

Auch Cem befand sich im Ausnahmezustand. Er jagte einer Königin und einem Narren hinterher. Banz gab ihm ein Zeichen, dass er den beiden über die Gerber- zur Ledergasse den Weg abschneiden wolle. Kevin war auf der linken Seite Richtung Schlossergasse unterwegs. Barbara näherte sich von der Theilingasse. Die Flüchtigen waren eingekesselt.

Ein Mann im Anzug und mit einer Donald-Trump-Gesichtsmaske packte Cem am Arm und drehte sich mit ihm im

Kreis. Cems lautes Fluchen wurde von den Musegg-Geischarten Lozärn geschluckt, die hinter ihm ihre Posaunen in voller Lautstärke zu den Pauken ertönen ließen.

Cem riss sich los. Wo waren die Königin und der Narr bloß hin? Er hatte sie in der Menschenmasse aus den Augen verloren. Sie würden ihm entweichen. Nicht erneut. Seit einigen Wochen jagte die Kripo hinter dem Diebespaar her, das bei seinen Raubüberfällen vor körperlicher Gewalt nicht zurückschreckte.

Cem zwängte sich vorwärts und meldete über Funk seinen Kollegen und Barbara, dass er die beiden aus den Augen verloren hatte. Sein Atem ging heftig, zeigte sich als Nebelwolke vor seinem Gesicht. Seine Finger spürte er kaum noch.

Sie waren den beiden auf den Fersen. Wie zuvor am Bahnhof waren sie ihnen erneut entwischt. Eigentlich waren solche Einsätze Aufgabe der Sicherheitspolizei, doch an einem Schmutzigen Donnerstag half man sich gegenseitig aus, die Straßen zu sichern. Und da Cem und sein Team eh an dem Fall arbeiteten, durften sie zur Ausnahme auch einmal hinter Gangstern herrennen. Die beiden waren sportlich, clever und kreativ. Die Polizei kannte ihre Gesichter nach wie vor nicht. Diesmal hatten sie jedoch die Aufnahmen der Überwachungskameras. Die Bilder zeigten, wie eine Königin und ein Narr um Mitternacht ein kleines Juweliergeschäft überfallen hatten. Weshalb hatten die beiden ihre Kostüme nicht gewechselt? Zeit hätten sie genug gehabt. Stunden nach dem Raub waren sie heute Morgen auf dem Bahnhofsgelände gesichtet und seither von der Polizei verfolgt worden. Cem glaubte die Antwort zu kennen. Die Einschätzung des Profilers bestätigte sich: Den Tätern ging es nicht primär um den Raub, sondern um den Adrenalinkick, ungestraft davonzukommen. Sie wurden mit jeder Tat verwegener. Es war nur eine Frage der Zeit, bis die Polizei sie festnehmen konnte. Jetzt wäre genau der richtige Zeitpunkt, dachte Cem und stürmte weiter.

Da war sie. Am Sternenplatz, vor dem Restaurant Fritschi mit seiner handbemalten Außenfassade, die die Geschichte

der Luzerner Fasnacht erzählt. Genau dort stand sie, die Königin, auf einem der Stühle vor den Festbänken, lachte laut und schaute Cem über die Köpfe der Fasnächtler direkt in die Augen, als würde sie erwarten, dass er zu ihr käme.

Cem ging auf sie zu. Seine Waffe im Holster hielt er verborgen – in diesem Menschenpulk konnte er unmöglich mit Blei um sich schießen. Gut, hatte er einen Taser dabei. Die Handschellen hielt er griffbereit. »Ich hab sie«, sprach er ins Funkgerät an seinem Kragen. »Die Königin steht vor dem Fritschi-Haus.«

Es knackte in seinen Ohren. »Wo ist der Narr?«, fragte Barbara.

»Ich seh ihn nicht.«

»Sei vorsichtig«, mahnte Banz. »Ich brauche zwei Minuten, bis ich bei dir bin. Kein Alleingang.«

»Verstanden.«

Cem trat mit Sicherheitsabstand vor die Königin. Sie trug ein weißes Kleid mit Korsage, eine lange silberfarbene Perücke mit goldenem Diadem und Perlenschmuck um den Hals. Cem wusste, dass der Schmuck echt war. Diebesgut. Mit ihrer hellen Schminke und den schwarzen Wimpern sah sie aus wie die Weiße Königin aus »Alice im Wunderland«. Cem hatte den Film vor ein paar Wochen mit Alain und Denis im Fernsehen gesehen, doch er wusste, dass er es hier nicht mit einer guten Königin zu tun hatte. Sie war gerissen, böse, geldgierig. Sie musste einen Plan haben.

»Sie sind verhaftet wegen –« Er schrie die Worte, denn von der Ledergasse näherten sich die Rotsee-Husaren aus Ebikon, und ihr Lied vermischte sich ohrenbetäubend mit dem der Musegg-Geischter. Banz würde nicht in zwei Minuten hier sein. Die Guggen versperrten ihm den Weg.

Die Königin lachte erneut, streckte Cem die Zunge heraus und zeigte ihm den Mittelfinger, dessen langer, spitzer lackierter Nagel wie eine Klaue in den schwarzen Himmel ragte. Eine Gruppe Trolle tanzte zwischen ihnen hindurch, Bierflaschen und Glühwein in den Händen. Ein Hund auf zwei Beinen

folgte ihnen. Die Fasnacht war offiziell erst seit fünfzehn Minuten eröffnet, aber Scooby-Doo war sturzbetrunknen. Er torkelte und klammerte sich an der Königin fest, die auf ihn herunterstarrte. Sie packte seinen Plüschkragen und zog ihn eng an sich. Scooby-Doos Maske blieb ausdruckslos, die Arme ruderten wild vor Überraschung. Cem sah ein Messer in der Hand der Königin aufblitzen. Sie drückte die Klinge direkt unter Scooby-Doos Halsband an seine Kehle. Er ließ die Bierflasche fallen, als die Königin ihm offenbar drohende Worte ins Ohr flüsterte.

Die Trolle tanzten weiter.

Cem rührte sich nicht.

Scooby-Doo machte sich vermutlich in den Plüsch.

Scheiße.

Cem trat näher. »Lassen Sie den Hund gehen.« Anders konnte er es nicht ausdrücken.

»Ach ja? Damit Sie mich verhaften, Herr Polizist? So blöd bin ich nicht.«

»Sie sind umzingelt. Sie kommen hier nicht weg.«

Scooby-Doo winselte.

»Falsch«, sagte die Königin. Ihre Stimme, eindeutig eine Frauenstimme, war tief und kräftig, ohne eine Spur von Angst, eher voller Belustigung, als liebte sie den Nervenkitzel. »Dieser Hund ist meine Art, zu entkommen.«

Wie wollte sie entkommen? Von rechts näherte sich Banz, von links kam Kevin, und von hinten steuerte Barbara auf sie zu. »Diesmal haben Sie verloren.« Cem verkniff sich ein »Eure Majestät«. Er wollte sich nicht von der Situation mitreißen lassen.

Sie lachte erneut, und zwei lustige Blümchen neben ihr lachten mit, sich der gefährlichen Situation nicht bewusst.

»Sie sind ein Narr, Herr Polizist«, sagte die Königin.

Er war bestimmt kein ... Wo war der Narr? Doch nicht ...

»Genau hinter Ihnen«, flüsterte ihm eine männliche Stimme ins Ohr. »Schlafen Sie gut, Herr Kommissar.«

Cem blieb nicht die Zeit, sich umzudrehen. Ein stechender

Schmerz jagte durch Nacken und Schulter. Der Stromschlag, der folgte und durch seinen Körper fuhr, lähmte ihn augenblicklich. Seine Muskeln zuckten unkontrolliert, er bekam keine Luft und spürte, wie sein Herz den Rhythmus verlor. Sein Schmerzensschrei ging unter den Trompeten der Guggenmusiker unter, die eine James-Bond-Melodie anstimmten: »Diamonds Are Forever«.

Was für ein elender Schmutziger Donnerstag das war.

Er fühlte, wie seine Knie nachgaben, dann fiel er neben den Klauen eines Drachen auf den Boden und versank ins Nichts der Bewusstlosigkeit.

Es war nach acht Uhr, als Cem aus dem Lift im sechsten Stock der Luzerner Polizeizentrale trat. Er ging den Flur mit dem grünen Laminatboden entlang, seine Knie zitterten leicht, und er klopfte an die Bürotür von Susanne Oggenfuss. Die Chefin der Kripo saß an ihrem Arbeitstisch und blickte durch ihre runde Hornbrille auf den Monitor ihres Computers. Ihre unscheinbare Gestalt schien mit dem farblosen Mobiliar zu verschmelzen. Susanne ging auf die sechzig zu, ihr graues Haar trug sie kurz geschnitten. Ihr formloser beigefarbener Pullover wirkte, als stammte er aus dem letzten Jahrhundert.

»Was haben die Ärzte gesagt?« Barbara Amato, die eben noch am Fenster neben Hans Peter Banz gestanden hatte, kam auf Cem zu, legte ihre Hände auf seine Schultern und schaute zu ihm herab. Die Chefermittlerin war nicht nur riesig, sie war zugleich bemutternd und furchteinflößend. Ihre langen roten Haare trug sie ausnahmsweise offen. Die Sommersprossen glühten, selbst im Winter. »Alles gut?« Ihre Stimme nahm einen sanften Ton an.

»Hey, Cem Cengiz übersteht einen kleinen Stromschlag, nicht der Rede wert.« Es sollte locker rüberkommen, doch seine Zunge schien ihm nicht recht zu gehorchen. Warum, das wusste Cem selbst nicht, so wie er in den letzten Wochen für viele andere Ungereimtheiten in seinem Leben keine Erklärung fand.



»Ich sagte, du sollst auf Verstärkung warten.« Die tiefe Stimme des Alpenbullen, wie Banz bei der Kripo genannt wurde, klang nicht tadelnd, sondern besorgt. Er trat neben Barbara, der er an Größe ebenbürtig war. Sein stolzer Bart und der muskulöse Oberkörper schienen perfekt zu Barbaras schlanker, sportlicher Figur zu passen. Dass die beiden Mittvierziger eine Romanze am Laufen hatten, war ein offenes Geheimnis.

Cem kam sich wie ein Schuljunge vor, der einen Fehler begangen hatte. Er war ja auch der Jüngste im Team. Seit vier Jahren arbeitete er bei der Kripo in der Abteilung Leib und Leben. Mit seinen fünfunddreißig Jahren war er zwar älter als Kevin Leimbacher, der jedoch mehr Dienstjahre zu verzeichnen hatte.

Dieser trat gerade ins Büro, einige Papiere in der Hand. »Cem, alles okay?«

»Ihr nervt. Mir geht's gut, sag ich doch.«

»Setzt euch«, sagte Susanne und blickte zum ersten Mal auf. »Widmen wir uns dem Diebespaar, das neuerdings auch Taser von Kriminalbeamten klaut.«

»Wow, du kannst eiskalt sein, Susi«, warf Barbara ein.

»Mitleid bringt Cem nicht weiter.«

Er hätte sie umarmen können. Susanne war die Einzige, die verstand, was er nicht brauchte.

Die nächsten zehn Minuten verbrachten sie damit, den Morgen zu reflektieren und einen Plan zu entwerfen, wie sie das Diebespaar endlich überführen konnten. Kevin verteilte die neuen Informationen, die er zusammengetragen hatte. Cem hörte nur mit einem Ohr zu, das andere summt nach dem Stromschlag wie eine Hochspannungsleitung bei Tauwetter. Er setzte sich auf seine kalten Hände und hoffte, dass seine Kollegen nicht bemerkten, wie seine Finger zitterten.

»Gut«, beendete Susanne die Sitzung. »Gehen wir zurück an die Arbeit. Die Fasnacht wird es uns die nächsten Tage nicht einfacher machen. Cem, du bist für den Rest des Tages freigestellt. Geh nach Hause.«

Nach Hause? Er seufzte.

Barbara drückte ihm die Schulter, bevor sie mit Banz das Büro verließ.

»Melde dich, wenn du etwas brauchst«, sagte Kevin.

»Geh.« Es klang schroffer, als Cem es beabsichtigt hatte.

Susanne hielt ihn zurück. »War das Absicht?«

»Was?«

»Es ist nicht das erste Mal, dass du dich so leicht niederstrecken lässt. Vor zwei Wochen hat dich eine wütende Kundin geohrfeigt. Letzten Monat hat ein Junkie dich mit einem Messer am Oberarm verletzt. Ist das eine Art Selbstkasteiung?«

»Nein. Nenn es einfach böses Karma.« Seine Stimme klang ausdruckslos.

Susanne stand auf. Im Gegensatz zu Barbara war sie klein gewachsen. Ihr Spitzname war Giftzwerg. Doch sie war nur nach außen hin giftig. Ihr Herz war wie Zuckerwatte, weich und süß. Sie trat vor Cem und blickte zu ihm hoch. »Du bist Muslim. Du glaubst nicht an Karma.«

»Woran soll ich denn dann glauben? Kannst du mir das sagen? Woran soll ich glauben, hm?«

Cem musste sich beruhigen. In diesem Zustand konnte er nicht nach Hause. Wie jeden Tag seit Dezember bog er mit seinem Alfa Romeo in Kriens von der Luzernerstraße links ab und parkte kurz darauf den Wagen. Als er ausstieg, hörte er in der Ferne eine Guggenmusik spielen.

Vor ihm lag die katholische Kirche St. Gallus. Er ging an ihr vorbei zum Friedhof, dorthin, wo die frischen Gräber in einer Reihe lagen. Noch war kein Gras über sie gewachsen, und es gab nur einfache Holzkreuze.

Ihr Grab war zuhinterst, das mit den vielen Kerzen, den Plüschtieren und dem Paar schwarzer Christian-Louboutin-Absatzschuhe mit der roten Ledersohle. Eiskristalle hatten sich an den Schuhspitzen festgeklammert.

Cem setzte sich auf den gefrorenen Boden, nahm den steifen Teddy, den Alain vor Wochen hergebracht hatte, und

wärmte ihn an seiner Brust. Alain hätte ihm einen Pullover anziehen sollen, dachte er. Sein Blick fiel auf das gerahmte Bild von Eva, das unter dem Holzkreuz stand. Sie hatten es letzten Winter aufgenommen. Es hatte geschneit. Sie trug ihre schulterlangen braunen Haare offen und hatte den scharlachroten Strickschal um den Hals gewickelt, den Denis in der Schule für sie gestrickt hatte. Und sie trug den brombeerfarbenen Wintermantel, den Cem ihr geschenkt hatte, als sie das erste Mal als Ehepaar Weihnachten gefeiert hatten. Sie waren keine zwei Jahre verheiratet gewesen. Er hatte zu wenig Zeit mit ihr verbringen dürfen.

Mit klammen Fingern griff er nach ihrem Bild und hielt es neben den Teddy. Sie lächelte ihn an, seine Eva, die stolze und energische Staatsanwältin, die liebevolle Mutter, seine wundervolle Frau.

Sie hatte ihm nicht einmal die Möglichkeit gelassen, ihr eine Standpauke zu halten. Sie war einfach gegangen und hatte einzig diese blöde Notiz hinterlassen.

»Warum?«, flüsterte er und schüttelte den Bilderrahmen. »Wir waren doch ein Team, du und ich.« Sofort bereute er seinen Wutanfall und drückte das Bild an sich. »Sorry. Ich habe mich in letzter Zeit nicht unter Kontrolle. Ich schaffe das nicht ohne dich, Eva. Es geht nicht.«

Es musste gehen. Ihm blieb keine Wahl. Er hatte die beiden Jungs. Er war ihr Vater, wenn auch nicht leiblich, so war er doch alles, was ihnen geblieben war.

Die ersten zwei Monate nach Evas Tod war seine Mutter aus der Türkei hergekommen. Vor zwei Wochen ging sie zurück. Auch seine jüngere Schwester Nesrin hatte sich ein paar Wochen um ihn und die Jungs gekümmert, doch sie durfte ihr Studium nicht zu lange unterbrechen und war zurück nach London geflogen. Natürlich waren Evas Eltern eine große Stütze, aber sie mussten selbst mit ihrer Trauer klarkommen und sich um den Bauernhof kümmern. Dann waren da noch Lila und Marius, seine Freunde, und Frau Ella. Alle halfen ihm in diesen schrecklichen Wochen.

Man sagt, dass Trauer mit der Zeit leichter werde, dass der Mensch fähig sei, zu vergessen und weiterzuleben. Das traf nicht auf Cem zu. Für ihn wurde es mit jedem Tag schwerer, jeden Tag vermisste er Eva mehr, jeden Tag verblasste der Cem Cengiz in ihm weiter. Er mutierte zu einer funktionierenden, leeren Hülle, der nicht einmal Tränen geblieben waren.

Wie gerne hätte er an diesem Schmutzigen Donnerstag an ihrem Grab geweint.

Frau Ella nahm ihm an der Garderobe die Jacke ab. »Du bist komplett durchgefroren. Hast du wieder an ihrem Grab gegessen? Und was ist das für ein Pflaster an deinem Nacken?«

»Sind die Jungs auf?«

»Ja, sie haben bis halb zehn geschlafen und machen gerade ihr Bett. Das Frühstück steht auf dem Tisch. Wir haben nicht mit dir gerechnet. Ist bei der Arbeit etwas passiert? Du siehst nicht gut aus.« Die Seniorin, Cems gute, oft auch etwas lästige Fee, strich ihm bemutternd über die Wange. Sie war eine zierliche Person, stets perfekt frisiert mit blonder Föhnwelle.

Er wich der Frage aus. »Es gibt nicht viel Arbeit. Susanne hat mich früher gehen lassen.«

»Wenig Arbeit während der Fasnacht? Du warst nie gut im Lügen.« Ihre Augen blickten besorgt. »Nimm eine heiße Dusche, zieh dich warm an und frühstücke mit uns. Die Jungs sind schon aufgeregter wegen des Fasnachtsumzuges heute Nachmittag. Lila sollte bald hier sein. Sie bringt die Kostüme.«

Cem nickte und verzog sich ins Schlafzimmer. Er wollte sich seinen Söhnen erst nach der Dusche zeigen, wenn die Trauer weggewaschen war und sich seine Gesichtszüge unter dem heißen Wasser entspannt hatten, damit er Fröhlichkeit aufsetzen konnte.

Eine halbe Stunde später trat er ins Wohnzimmer.

»Papi!« Alain rannte auf ihn zu, sprang hoch und klammerte sich wie ein Äffchen um seinen Hals. So zeigte ein Achtjähriger, dass er seine Mutter vermisste. Alain zappelte aufgeregter. »Kommst du mit zum Umzug?«

Cem drückte ihn fest an sich. »Klaro. Den Spaß lassen wir uns nicht entgehen.« Er stellte Alain zurück auf die Füße. »Ich verhungere. Erst essen wir. Es bleibt noch viel Zeit. – Hey, Denis, alles gut?«

»Sicher.« Der ältere der beiden Jungs, ihr Adoptivsohn, zeigte ein perfektes Lächeln. »Die Zimmer sind aufgeräumt, Alain hat seine Kleider eingeräumt, und ich habe frisches Brot vom Bäcker geholt.« Er setzte sich kerzengerade an den Tisch und wartete, bis alle Platz nahmen.

Denis machte Cem Sorgen. Der Junge hatte seine leibliche Mutter früh verloren und vor eineinhalb Jahren seinen Vater an die russische Mafia. Und jetzt vor knapp drei Monaten auch noch seine Adoptivmutter ... Cem rieb sich die Hände und atmete durch. »Gut, dann essen wir. Frau Ella, gibt es Rührei?«

»Und Pancakes auf Kinderwunsch«, rief sie aus der Küche. »Die Jungs schauen zu viele amerikanische Serien. Pancakes? Wer isst in der Schweiz Pancakes zum Frühstück?«

»Ich, ich«, rief Alain. »Mit ganz viel Ahornsirup.«

»Nur ein Löffel«, mahnte Denis. »Ahornsirup ist schlecht für deine Zähne.«

Cem seufzte leise. Was sollte er mit Denis machen? Unbewusst hatte der Junge Evas Rolle in der Familie übernommen, zumindest, was Alains Fürsorge betraf. Das war nicht altersgerecht.

Das Frühstück verlief fröhlich. Alain und Frau Ella sorgten mit ihrer guten Laune für Unterhaltung, und die Pancakes waren schneller weggefuttert, als Cem seinen türkischen Kaffee austrinken konnte.

Kurz vor elf wirbelte Lila, beladen mit drei großen Taschen, ins Haus. »Wo sind meine beiden Herzensbrecher?«

Die Jungs sprangen auf und belagerten sie wie einen Filmstar. Irgendwie war sie das auch. Sie liebte die Bühne und die Show, egal, wo sie auftrat. Cem, der die Küche aufräumte, gönnte sich einen Moment, sie durch die offene Tür zu beobachten. Sie knuddelte die Jungs und lachte ausgelassen mit ihnen.

Lila hatte die schwerste Vergangenheit von ihnen allen, was sie nicht davon abhielt, positiv in die Zukunft zu blicken. Sie hatte im Zürcher Rotlichtmilieu gearbeitet, war Lkw-Fahrerin gewesen und machte neuerdings ein Praktikum im Hotel Belair in Luzern, während sie berufsbegleitend die Matura nachholte, um später Tiermedizin zu studieren. Mit achtundzwanzig Jahren strotzte sie vor Tatendrang. Sie hatte gelernt, nach Rückschlägen das Beste aus ihrem Leben zu machen.

Cem war vor Jahren mit ihr liiert gewesen, bevor Marius in ihr Leben trat. Jetzt lebte sie mit Marius zusammen. Er war Reporter und seit drei Wochen beruflich in China unterwegs. Sie vermisste ihn, Cem auch, denn Marius war sein bester Freund geworden.

Lila bemerkte seinen Blick und strahlte, auch wenn sie die Sorge in ihren Augen nicht verbergen konnte. Sie sah blendend aus mit ihrem zarten Gesicht und den langen braunen Haaren. »Dann schauen wir mal, wie wir uns heute verkleiden.« Sie stellte die Taschen auf den Tisch.

Cem legte das Geschirrtuch weg und ging zu ihnen ins Esszimmer, wo Frau Ella am Tisch saß und ihren Pfefferminztee trank.

Die Jungs rissen die Taschen auf, während Lila Cem beiseitenahm. »Hey«, sagte sie.

»Hey«, antwortete er. Mehr Konversation brauchten sie nicht. Sie verstanden sich wortlos. Lila drückte seinen Oberarm, bevor sie zurück zum Tisch ging.

»Also, Alain, du wolltest Polizist sein. Hier ist deine Uniform.«

»Wow!«, rief er. »Ich werde so cool sein wie Papi.«

»Bestimmt. Und Denis, du wolltest Wissenschaftler sein. Bitte schön, ein weißer Kittel und eine runde Brille.«

»Danke.«

Lila stutzte. »Sag mal, warum Wissenschaftler? Ist das nicht langweilig für die Fasnacht?«

»Wissenschaftler entwickeln neue Technologien«, antwortete Denis.

»Ah, *oui*. Und was willst du entwickeln?«

»Eine Zeitmaschine, um die Toten zurückzubringen«, sagte er emotionslos, nahm sein Kostüm und verschwand in seinem Zimmer.

Cem biss die Zähne zusammen, bis es schmerzte.

Scheppernd stellte Frau Ella ihre Tasse ab und ging in die Küche. Cem wusste, dass sie es hasste, wenn jemand ihre feuchten Augen sah.

Lila schlug Alain vor, sein Kostüm ebenfalls anzuprobieren. Danach zog sie ein riesiges Plüschkostüm aus der Tasche und drückte es Cem in die Hände. »Ein Teddybärkostüm, mit Vollmaske. Das passt zu dir, *mon Petit Nounours*. Wenn es zu viel wird, setz einfach die Maske auf, okay?«

Cem schüttelte den Kopf. »Ich schaff das nicht, Lila. Ich kann nicht.«

»Doch, du kannst. Ich bleibe bei dir. Du bist nicht allein.«

Cem reichte ihr das Kostüm zurück und trat an die Wand, wo ein Holzrelief hing. Es war aus wunderschönem Kirschholz geschnitzt, zeigte eine Berglandschaft und die perfekt gearbeiteten Porträts von zwei Liebenden: Eva und Cem. Es war ihr Weihnachtsgeschenk an ihn gewesen. Ein Kurier hatte es am 24. Dezember an die Haustür gebracht.

Es war das Geschenk einer Verstorbenen.

Es waren einsame Weihnachten gewesen.

Schreckliche Weihnachten.

Lila legte ihm die Hand auf die Schulter. »Eva würde nicht wollen, dass du dein Leben aufgibst. Sie hätte sich gewünscht, dass ihr glücklich seid, du, Alain und Denis. Erfüll ihr diesen Wunsch, ja? Schritt für Schritt. Fang mit dem Kostüm an. Es wird dich beschützen, glaub mir. Ich kenne mich mit Verkleidung aus. Sie wird dir helfen.«

Cem ließ das Kinn auf die Brust sinken und weinte still, während Lila ihm tröstend über den Rücken strich.

Es war nicht fair, dieses Leben.

Cem gönnte sich den zweiten Espresso im Büro. Kevin saß ihm gegenüber und telefonierte mit einem Kollegen. In der Abteilung Leib und Leben war es erstaunlich ruhig heute Freitag. Sie arbeiteten kleinere Delikte ab. Barbara und Banz waren unterwegs. Die Polizei hatte einen Hinweis auf die Königin und den Narren erhalten, dem sie nachgingen.

Cem empfand diese Ruhe im Büro beklemmend. Jeden Moment konnte das Telefon klingeln und einen Mordfall ankündigen. Seit jener Nacht, Anfang Dezember, hasste er das Telefon.

Kevin legte auf. »Die Kollegen haben den Mann in der Neustadt gefasst. Sie bringen ihn her. Soll ich den Kunden vernehmen, oder willst du?«

Susanne trat ins Büro. »Kollege Bättig soll ihn übernehmen. Für euch zwei habe ich eine spezielle Aufgabe.« Neben ihr trat ein älterer Herr ins Zimmer. »Das ist Herr Lussy. Wir kennen uns seit vielen Jahren. Er arbeitet für das Veterinäramt Luzern in der Dienststelle Tiergesundheit.«

Cem und Kevin standen auf, begrüßten den Mann und boten ihm einen Stuhl an.

»Ich komme gleich zur Sache«, sagte Susanne. »Das Veterinäramt ist zurzeit unterbesetzt und bittet uns, nach Absprache mit dem FIWI in Bern, um Unterstützung.«

»FIWI?«, fragte Cem.

»Das Forschungsinstitut für Fisch- und Wildtiergesundheit. Es ist der Vetsuisse-Fakultät der Universität Bern angegliedert«, erklärte Lussy. »Das Institut arbeitet eng mit den Bundesbehörden zusammen.«

Cem wurde neugierig.

»Das Luzerner Veterinäramt braucht die Fähigkeiten von Ermittlern«, erklärte Susanne. »Das wäre ein interessanter Fall für euch.«



Natürlich, dachte Cem. Susanne war darauf bedacht, ihn beschäftigt zu halten, damit er nicht zu tief in seiner Trauer versank. Gleichzeitig vermied sie es, ihm dramatische Fälle zuzuweisen.

»Es geht um Tiere?«, fragte Cem.

Lussy zog einige Papiere aus einer Aktenmappe und reichte sie ihnen. »Seit Kurzem verzeichnen wir ein dramatisches Vogelsterben rund um den Sempachersee. Es betrifft vor allem Wasservögel: Graureiher, Enten, Blesshühner, Schwäne und auch andere Vogelarten.«

»Ich habe davon in der Zeitung gelesen«, sagte Kevin. »Handelt es sich um eine Vogelseuche?«

»Nein. Wir gehen davon aus, dass die Vögel vergiftet werden.«

Cem schnappte nach Luft. Allein beim Wort Sempachersee zog sich sein Magen zusammen. Dort war Eva ertrunken. Und jetzt starben Vögel auf unerklärliche Weise. Ein Zufall? Vielleicht. Er musste es herausfinden. Er wollte diesen Fall. Unbedingt. »Werden die Vögel absichtlich vergiftet?«

»Das wissen wir nicht. Es könnte sein, dass jemand den Vögeln vergiftetes Futter gibt. Im Winter kommt es oft vor, dass Spaziergänger die Tiere mit hartem Brot oder Ähnlichem füttern. Es könnte auch sein, dass irgendwo am Ufer illegale Giftabfälle liegen, an die die Vögel gelangen.«

»Das Vogelsterben passiert nur rund um den Sempachersee?«, fragte Kevin, während er einen Stift zwischen den Fingern drehte.

»Fast ausschließlich. Es gibt wenige Fälle am Vierwaldstättersee bei Hergiswil sowie einige am Hallwiler- und Baldeggersee, aber das sind Ausnahmen. Wir vermuten, dass diese Vögel dorthin geflogen und dann verendet sind.«

»Das Vogelsterben konzentriert sich also auf den Sempachersee«, fasste Cem zusammen. »Von wie vielen Tieren reden wir?«

Lussy schluckte. »Wir zählen bald eintausend tote Vögel, vermutlich sind es noch mehr.«

Eintausend Vögel? Das waren verdammt viele. Kein Mensch fütterte eintausend Vögel von Hand zu Tode, oder? »Sind andere Tiere betroffen?«

»Möglich. Wir sind uns noch nicht sicher. Wenn ja, dann nicht in großer Anzahl.«

»Wann begann es?«

»Vor knapp zwei Wochen fanden wir die ersten beiden toten Schwäne. Wir arbeiten mit der Vogelwarte Sempach zusammen. Die Obduktion im Institut für Tierpathologie in Bern ergab akutes Nieren- und Leberversagen. Die Laborwerte waren auffällig. Aber weder wir noch das FIWI konnten die Giftstoffe bislang identifizieren. Es muss sich um eine unbekannte Substanz handeln. Zusätzlich haben wir Schwermetalle gefunden.«

»Deshalb brauchen wir euch«, sagte Susanne. »Sollte dies ein gezielter Giftanschlag auf unsere heimischen Tiere sein, muss der Täter überführt werden. Findet die Quelle der Vergiftung, dann wissen wir auch, welches Gift verwendet wurde, und können die Vögel retten.« Sie sah Cem an. »Es ist der Sempachersee. Schaffst du das?«

Er wusste keine Antwort, noch nicht. Er wusste nur, dass er es tun musste. Vielleicht war das eine Spur, um Evas mysteriösen Tod zu klären: tote Vögel.

»Leider kann ich euch während der Fasnacht keine Kollegen vom Bereitschaftsdienst zur Seite stellen«, fuhr Susanne fort. »Uns läuft die Zeit davon, und ihr habt freie Hand. Sucht das Ufer ab, sprecht mit den Leuten vor Ort, geht Hinweisen nach.« Sie seufzte. »Es ist wie die Suche nach der Nadel im Heuhaufen, ich weiß.«

»Konzentriert sich das Vogelsterben auf eine bestimmte Gegend um den See?«, fragte Kevin.

Lussy verneinte. »Wir vermuten, dass vom Zeitpunkt der Vergiftung bis zum Tod etwa zwei Tage vergehen. Daher ...«

Daher war es unmöglich, den genauen Ort der Vergiftung zu bestimmen. Na toll. Der Sempachersee hatte einen Umfang von fast zwanzig Kilometern. Cem wusste alle Details

über diesen See, der zum Grab seiner Frau geworden war. Vergebens hatte er dort nach Antworten gesucht. Er kannte alle Zahlen auswendig: vierzehneinhalb Quadratkilometer Wasseroberfläche, siebeneinhalb Kilometer Länge, knapp drei Kilometer Breite und an der tiefsten Stelle waren es siebenundachtzig Meter. Zudem war das Ufer, anders als bei den meisten Schweizer Seen, zu großen Teilen privat und eingezäunt. Wie sollten sie dort Ermittlungen durchführen? Sie konnten nicht einfach das gesamte Ufer ablaufen.

»Vor rund vierzig Jahren gab es im See ein großes Fischsterben«, sagte Cem. »Durch die intensive landwirtschaftliche Nutzung rund um den See und das ungefilterte Einleiten von Abwässern wuchsen Algen, die dem Wasser den Sauerstoff entzogen. Deshalb wurde in der Mitte des Sees eine Seebelüftungsanlage gebaut. Könnte etwas Ähnliches der Grund für das Vogelsterben sein?«

Lussy schaute Cem verwundert an. »Sie kennen sich gut mit der Geschichte des Sees aus.«

Ja, das tat er. »Wie geht es den Fischen?«

»Wir sind uns nicht sicher. Es ist Winter, die Temperaturen sind tief, deshalb sind die Fische nicht sehr aktiv. Wir nehmen laufend Proben und analysieren sie im Labor. Im Februar gilt die Vegetationsruhe. Die Böden sind gefroren, Gülle darf nicht auf die Felder ausgebracht werden. Diesen Faktor können wir ausschließen.«

Herr Lussy ließ die Dokumentation über den Fall im Büro zurück, und Susanne lud ihren alten Bekannten ins nahe gelegene Café auf einen Cappuccino ein.

»Was denkst du?«, fragte Kevin, als sie wieder allein waren.

Cem blätterte durch die Unterlagen. »Ich denke, ich sollte zur Vogelwarte fahren. Dort können sie mir mehr über die verendeten Vögel erzählen.«

»Gut. Dann setz ich mich mit den Laboren in Verbindung. Wir müssen herausfinden, um welchen Stoff es sich handelt, nur so kommen wir seinem Ursprung auf die Spur. Cem, soll nicht besser ich –«

»Lass gut sein. Ich fahre hin.« In den letzten zehn Wochen war Cem bestimmt einhundertmal zum Sempachersee gefahren. Dort konnte er seine Wut und Trauer hinausschreien. Und jetzt stand das verfluchte Gewässer erneut im Verdacht zu morden. Diesmal würde Cem den See nicht davonkommen lassen.

Er würde sein Geheimnis lüften und die Wahrheit aufdecken, egal, was es ihn kostete.

Eine Stunde später betrat Cem das Besucherzentrum der Vogelwarte Sempach. Seinen Besuch hatte er telefonisch angekündigt. Der dreistöckige Lehmhaus mit seinem markanten Grundriss, direkt an der Luzernerstrasse am Stadtrand von Sempach, nur rund hundert Meter vom Seebad und Campingplatz entfernt, war nicht zu übersehen.

Am Empfang fragte Cem nach Dr. Karin Schurter.

Die Tierärztin habe einen Notfall, erklärte die Frau am Empfang und bat Cem, einen Moment zu warten. Sie liess ihn in der Cafeteria Platz nehmen.

Dort trank er einen Espresso und blickte durch die grossen Fenster hinaus auf die Terrasse. Der Garten dahinter mit dem Teich grenzte direkt ans Ufer des Sempachersees. Er fröstelte, obwohl es in der Cafeteria angenehm warm war. Er versank in trüben Gedanken und verlor jedes Zeitgefühl.

Nach zehn Minuten beschloss er, eine Runde im Garten zu drehen. Von der Terrasse ging er nach links an dem grossen Teich vorbei, durch ein Wäldchen, bis ihn der Weg auf einen Steg brachte, der eine traumhafte Aussicht auf den See bot. Der Rundweg führte ihn um den Teich herum zu einer Voliere. Bevor Cem zurück ins Warme ging, betrachtete er die riesige rostrote Tafel, wo Gönner und Spender der Vogelwarte eingetragen waren. Nicht nur die Schweizerische Eidgenossenschaft und der Kanton Luzern waren Spender, sondern auch viele Schweizer Firmen und private Gönner sowie Stiftungen aus der ganzen Welt. Er las einige davon. Es waren Hunderte von Namen.

Cem ging wieder in die Cafeteria und wartete am Tisch auf Dr. Schurter.

»Hallo. Ich bin Lisandra.« Eine warme Stimme holte ihn zurück. Die junge Frau setzte sich zu ihm und reichte ihm die Hand, eine kräftige Hand. »Ich mag es unkompliziert. Ist das in Ordnung?« Ihr Strahlen war ansteckend, als ob es auf dieser Welt keine Probleme gäbe. Lange schokoladenbraune Haare umrahmten ihr schmales Gesicht. Ein schönes Gesicht mit großen Augen.

Lisandra erinnerte Cem ein wenig an Eva, sie hätte ihre jüngere Schwester sein können. »Klar. Ich bin Cem von der Luzerner Polizei.« Das Du war ihm mehr als recht, schließlich trug er bei der Arbeit keine Uniform, und heute war sein Look mit alter Jeans, dem mies gebügelten Hemd und der alten Weste darüber sowie der schwarzen Strickmütze auf dem Kopf eher schäbig.

»Ich weiß. Karin, ich meine, Frau Dr. Schurter schickt mich. Sie versorgt gerade einen Graureiher mit gebrochenem Flügel. Es wird etwa eine halbe Stunde dauern, bis sie zu uns stoßen kann. Wie wäre es, wenn ich dir das Besucherzentrum zeige? Vielleicht kann ich vorab einige deiner Fragen beantworten.«

»Du bist Tierärztin?«

Sie lachte. »Nein. Ich bin freiwillige Mitarbeiterin und unterstütze das Empfangsteam im Besuchszentrum. Manchmal helfe ich in der Pflegestation aus. Ich war eine der Ersten, die auf das Vogelsterben aufmerksam wurde.« Sie stand auf. »Komm, wir reden, während ich dir die Ausstellung zeige. Warst du schon einmal hier?«

Cem musste zugeben, dass dies sein erster Besuch war. Er folgte ihr.

»Wir sind eine hundertjährige, private, gemeinnützige Stiftung für Vogelkunde und Vogelschutz«, erzählte sie. »Wir überwachen die einheimischen wild lebenden Vögel und erforschen ihr Verhalten. Ich weiß, das klingt wie aus einem Werbeprospekt. Meine Standardrede, wenn ich Besucher

durch die Ausstellung führe.« Sie lächelte, dann wurde ihr hübsches Gesicht ernst. »Wir untersuchen hier ebenfalls die Ursachen, die unsere Vogelwelt bedrohen, und das ist leider gerade sehr dringend. Schlimm, was passiert.«

»Könnt ihr die erkrankten Tiere retten?«, fragte Cem.

»Nein. Meistens kommen wir zu spät. Der Tod tritt nach den ersten Symptomen sehr schnell ein. Das macht es so schwierig, die Ursache zu finden.« Sie deutete mit der Hand nach rechts. »Hier ist unser Kino. Daneben unsere Symphonie, wo Besucher heimischen Vögeln zuhören können. Am liebsten mag ich die Ausstellung zur Vogelwelt gegenüber. Komm, ich zeige sie dir. So verstehst du besser, wie ernst die Lage ist. Der ist für dich.« Sie drückte ihm einen roten Ring in die Hand. »Mit diesem kannst du in der Ausstellung die Symbole neben den Schaukästen aktivieren. Halte ihn einfach überall dorthin, wo dich ein Vogel oder eine Information interessiert. Wir beginnen unseren Besuch in einem riesigen Vogelei.« Cem folgte ihr durch ein Drehkreuz in ein Ei. »Setz dich auf die Bank. Es läuft ein kleiner Film über Vögel als Intro.«

»Betrifft das Sterben alle heimischen Vögel?«, fragte Cem, während er auf den Bildschirm schaute.

»Nebst Wasservögeln sterben auch Kleinvögel wie Spatzen und Meisen. Einige Krähen ebenfalls. Raubvögel wie Bussarde, Käuze oder Eulen sind bisher verschont geblieben. Die Fälle treten fast ausschließlich rund um den See auf.«

»Hat man das Wasser untersucht?« Cem fiel die Frage schwer. Für ihn war das Seewasser mehr als giftig. Er verdrängte den Gedanken an Eva. Das hier war Arbeit.

»Natürlich, mehrfach und an verschiedenen Stellen. Die Wasserqualität hat sich nicht verändert.«

»Glaubst du, jemand vergiftet die Vögel absichtlich?«

»Ja. – Okay, die Show geht weiter. Wir betreten jetzt das Vogelnest.«

Eine zweite Tür des riesigen Vogeleis öffnete sich, und sie kamen in einen Raum, dessen Wände und Decke mit einem

Netz aus Hölzern ausgekleidet waren. In den Vitrinen fanden sich Eier unterschiedlicher heimischer Vögel.

»Gibt es Leute, die Vögel hassen?«, fragte Cem, als Lisandra ihn durch einen roten Korridor zu einem Raum führte, in dem die Speisepläne der Vögel Thema waren.

»Oh ja. Zum Beispiel, wenn die Tiere Fassaden oder Grundstücke verkoten.«

»Das ist doch einzig ein Problem mit Tauben. Sterben die auch?«

»Ja, vereinzelt. Weil sie sich vermutlich nicht so oft am See aufhalten, eher in Städten.« Lisandra zog ein Haargummi aus der Tasche und band ihre dunklen Haare im Nacken zusammen.

Eva hatte das oft getan, wenn sie sich zu Hause aufs Sofa setzte und ihre Füße aufs Sitzpolster zog, um nachts bei einem Glas Rotwein noch Fallakten zu studieren. Cem schluckte schwer und starrte ausweichend auf den langen Tisch, in dessen Mitte Teller standen mit den Leibspeisen gewisser Vögel, hübsch angerichtet: kleine Nager, Fische, Insekten und Würmer bis hin zu Beeren und Früchten und Gras und Blättern.

»Du siehst blass aus«, bemerkte Lisandra. »Ist dir nicht gut? Soll ich ein Glas Wasser holen?«

War sein inneres Chaos so offensichtlich? »Danke, nicht nötig. Ihr wisst nicht, was für ein Gift es sein könnte?«

»Nein. Darüber kann dir Karin mehr erzählen.«

»Kommst du aus Sempach?«, fragte er, als sie weitergingen. Lisandra hob überrascht die Augenbrauen. »Warum?«

»Ähm, für die Akten. Ich muss einen Bericht schreiben und brauche die Personalien von allen, mit denen ich gesprochen habe.«

Sie lachte neckisch. »Ist das so? Na dann. Ich heiße Lisandra Theiler. Ich habe ein Keramikatelier in Buttisholz und wohne gleich darüber.«

»Du bist Keramikerin?«

»Ja. Schau mal vorbei, wenn du Zeit hast. Vielleicht brauchst du ein neues Set Espressotassen?«

Sie war aufmerksam, fast zu aufmerksam. Es kam Cem vor, als würde er sie seit Jahren kennen.

Sie durchquerten einen schwarzen Korridor, mit Glas ausgekleidet, der auf die Gefahren für Vögel aufmerksam machte. Über ihnen hing an Drähten ein verendeter, ausgestopfter Storch.

»Bist du verheiratet? Oder hast du eine Freundin?«

»Was?«

Cem stolperte fast über einen Abfalleimer, auf dem ein ausgestopfter Rabe saß. Er machte einen Ausweichschritt und stand Lisandra viel zu nah. Oh nein.

Sie legte den Kopf schief und wartete grinsend auf eine Antwort.

Cem wich ihr aus. »Ähm, zurück zu den Vögeln. Ihr habt das Veterinäramt Luzern informiert, das mit dem FIWI in Bern zusammenarbeitet, und nun kommen wir von der Kripo zur Unterstützung ins Spiel, um die Täterschaft zu finden.« Cem sprach wie ein unerfahrener Polizist bei seiner ersten Ermittlung. Die Frau brachte ihn aus dem Konzept.

»Und die Politik«, warf sie energisch ein, als sie ihn durch einen blauen Raum führte, der dem Federkleid der Vögel gewidmet war.

Cem hielt seinen roten Ring an einen Schaukasten. Darin war ein wunderschöner präparierter Eisvogel mit seinem blauen Gefieder zu sehen.

»Karin und ich haben den Luzerner Regierungsrat Dolf Trösch vom Departement Bau, Umwelt und Wirtschaft kontaktiert.«

Cem erinnerte sich an Trösch, den er vor Jahren einmal flüchtig getroffen und mit dem er ein paar belanglose Worte gewechselt hatte. Trösch gehörte der rechtspopulistischen BLD an und repräsentierte den rechten Flügel der Partei »Bündnis liberaler Demokraten«. Er war kein angenehmer Mann: arrogant, selbstgefällig und ausgestattet mit einem kräftigen Stimmorgan, das er gerne einsetzte. »Wie verlief das Gespräch?« Er kannte die Antwort.



»Wenig konstruktiv. Ohne Beweise wollte er von unserer Theorie der vergifteten Vögel nichts wissen. Es sei Winter, und es herrschten Minustemperaturen. Da könne es schon mal vorkommen, dass Vögel erfrieren. Herr Lussy vom Veterinäramt konnte ihn schließlich überzeugen, sich der Sache anzunehmen, auch dank der Behörden in Bern, die sich einschalteten – und der Presse.«

Cem verstand sofort, warum Lussy mehr Erfolg gehabt hatte.

Mittlerweile waren sie im letzten Ausstellungsraum angekommen. Sie schwebten in den Wolken, unter ihnen lag das Land aus der Vogelperspektive. Hier drehte sich alles um die Flugtechnik. Cem hielt seinen Ring an einen weiteren Schaukasten.

»Karin und ich sind ja nur Frauen. Was wissen wir schon von Politik?«, murmelte sie leise vor sich hin, dabei kräuselte sich ihre Nase in einem Anflug von Zorn, der rasch verebbte. »So, das war ein schneller Rundgang durch unsere Ausstellung. Hier kannst du den Ring einwerfen. Er wertet dein Interesse an den Vögeln aus und druckt dir eine Karte mit deinem persönlichen Vogelprofil.« Sie zwinkerte ihm zu.

Tatsächlich ratterte der Kasten kurz, und Cem bekam seine Karte in die Hand. Er war ein Storch.

Lisandra lachte. »Störche sind dem Horst treu. Ich als Romantikerin sehe sie gerne als verliebte Vogelpaare, die sich ein Leben lang ergeben sind.«

Konnte der Kasten hellsehen?, wunderte sich Cem. Er fühlte wieder diese Schwere in sich brüten.

Lisandra schien es nicht zu bemerken und verließ die Ausstellung. Cem folgte ihr.

Beim Empfang näherte sich ihnen eine Frau. Sie war Mitte dreißig, rundlich, mit einem freundlichen Gesicht. Sie rieb sich die Hände, als ob sie diese eben desinfiziert hätte. »Herr Cengiz? Bitte entschuldigen Sie, dass Sie warten mussten. Ich bin Dr. Karin Schurter. Reden wir über die Vögel. Gerade eben wurden uns drei weitere tote Stockenten, ein Schwan und ein

erkrankter Eisvogel gebracht, den wir vermutlich nicht mehr retten können.«

Cem begrüßte die Tierärztin, die ihm sofort sympathisch war. »Wie viele Vögel werden täglich gefunden?«

»Vor zwei Wochen fand Lisandra die ersten toten Tiere, eine Gruppe Reiherenten, am Ufer der Seeallee in Sempach. Seitdem kommen täglich allein bei uns über fünfzig Vögel hinzu. Das Veterinäramt hat bisher über eintausend verendete Tiere gezählt. Die Dunkelziffer dürfte höher sein. Wenn wir nicht sofort handeln, steuern wir auf eine Katastrophe zu.«

»Nach welcher Art von Gift suchen wir?«

»Das ist schwer zu sagen. Die Labore konnten es bisher nicht identifizieren, was ungewöhnlich ist. Es greift die inneren Organe an, vor allem Leber und Niere. Ich vermute ein chemisch-synthetisches Pflanzenschutzmittel. Aber im Winter?«

»Könnte so ein Mittel unsachgemäß gelagert werden, so dass die Vögel Zugang dazu haben?«, fragte Cem.

Lisandra nickte. »Das war auch mein erster Gedanke. Oder jemand entsorgt das Gift unsachgemäß in Ufernähe.«

»Pflanzenschutzmittel sind ein komplexes Thema. Untersuchungen zeigen, dass etwa das Insektizid Carbofuran allein in den USA jährlich viele Millionen Vögel tötet. Leider ist es oft schwierig, die Todesursache eindeutig mit solchen Stoffen in Verbindung zu bringen, da Vögel nicht fest an einem Ort leben und ständig in Bewegung sind. Ein ähnliches Bild zeigt sich in Europa: Ehemals verbotene Stoffe werden wieder zugelassen, um die Erträge zu steigern. Nicht immer sterben die Tiere an den Giften. Manchmal werden das Nervensystem oder die Hormone angegriffen und dabei das Immunsystem geschwächt. Das Brutverhalten kann sich ändern. In den 1970er Jahren brach beispielsweise die Population der Wanderfalken in Deutschland ein. Ursache war das inzwischen zum Glück verbotene Insektizid DDT. Die Vögel starben beängstigend schnell.« Sie seufzte. »Wir müssen die Quelle finden, und zwar sofort. Die Dienststelle Landwirtschaft und Wald in Sursee ist

eingebunden, ebenso die umliegenden Gemeinden. Fischer, Jäger und Ornithologen haben wir gebeten, tote oder kranke Tiere zu melden, damit wir sie bergen können. Sogar Vereine wie die Ruderclubs von Sempach und Sursee sind informiert. Durch die lokalen Medien weiß auch die Bevölkerung Bescheid. Wir hoffen, durch die gesammelten Daten die Quelle zu finden, indem wir einen detaillierten Lageplan ausarbeiten, wo die Tiere verendet sind. Auch Bern hat Unterstützung zugesagt, doch die Bürokratie braucht Zeit.« Dr. Schurter musterte Cem. »Wie viele zusätzliche Kräfte hat der Kanton genehmigt? Und von welcher Abteilung sind Sie eigentlich?«

Die Antwort war fast peinlich. »Luzerner Polizei, Kriminalpolizei, Abteilung Leib und Leben.«

»Leib und Leben?«, fragte Lisandra. »Seid ihr nicht für Körperverletzung und Mord zuständig?«

»Es ist zurzeit ruhig in unserer Abteilung. Deshalb helfen wir aus.«

»Wie viele?«, fragte Dr. Schurter.

Cem räusperte sich. »Ähm ... zwei.«

»Zwei Personen? Folgen Sie mir, Herr Cengiz von der Kripo.« Kopfschüttelnd marschierte die Tierärztin voraus.

Cem und Lisandra folgten ihr.

»In unsere Pflegestation darf ich Sie leider nicht einlassen. Uns ist es wichtig, die kranken Vögel möglichst wenig Stress auszusetzen. Und wie Sie vermuten können, ist unsere Station im Augenblick übertoll mit Tieren, die Hilfe brauchen. Kommen Sie. Ich will Ihnen etwas anderes zeigen.«

Dr. Schurter führte sie hinunter in einen geschlossenen Kellerraum. Entlang der Wände standen beschriftete Kunststoffbehälter. Es war kalt, doch der säuerliche Verwesungsgeruch mehr als präsent.

»Hier lagern wir die toten Vögel, die wir untersucht und dokumentiert haben. Mitarbeiter vom FIWI holen sie alle zwei Tage für genauere Untersuchungen ab.« Dr. Schurter öffnete einen Behälter mit der Aufschrift »Graureiher«. Drei tote Tiere lagen darin.